



Dessau
Avantgarde – Diffamierung – Welterbe? Zur Erhaltung von Bauten der Moderne in Russland und Deutschland

Die Zeit des Neuen Bauens in Deutschland und der sowjetischen Avantgarde-Architektur begann Ende des Ersten Weltkriegs und endete 1932, als das Bauhaus vor seiner endgültigen Auflösung nach Berlin umziehen musste und in Moskau unter Stalin das Dekret zum Umbau der künstlerischen Verbände verabschiedet wurde. Wie wird das Erbe dieser kurzen, aber für die Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts ausschlaggebenden Epoche verwaltet? Als Baukunst der Weimarer Republik gilt die Moderne in Deutschland heute als „politisch korrekt“, und die bekanntesten Beispiele, wie das Haus Schmincke von Scharoun oder die Meisterhäuser in Dessau wurden in den letzten zehn Jahren unter Aspekten wissenschaftlicher Denkmalpflege mit großer Sorgfalt saniert. Nicht so in Moskau – dort sind die konstruktivistischen Bauten der 20er Jahre sehr viel unbeliebter als der Zuckerbäckerstil aus der Stalinzeit. Die 18 Tafeln in der kleinen Ausstellung im Meisterhaus Muche/Schlemmer, realisiert unter der Schirmherrschaft des Bauhauses Dessau, wirken deshalb auch weniger wie eine ästhetisierte Architekturausstellung als vielmehr wie SOS-Telegramme: jede Tafel eine Verlustanzeige der Architekturgeschichte – nachzuvollziehen anhand eines Archivbilds und eines Fotos des jetzigen Zustands. Dazu ein kurzer Text mit den Eckdaten des Gebäudes, Programm, Auftraggeber, Konstruktion und Geschichte von Sanierung und Umbau. Die Kuratorin Anke

Oben: das Verlagshaus Kombinat „Prawda“ von Golosov und Kurovskog, erbaut 1930–35. Im Februar dieses Jahres wurde der zentrale Bereich des Gebäudes durch ein Feuer zerstört, das Gebäude ist vom Abriss bedroht. Rechts: Das Kaufhaus Mostorg, 1928 von den Brüdern Vesnin erbaut, wurde 2001–02 zur Benetton-Filiale umgebaut und dabei die Verglasung der Fassade durch farbige Paneele ersetzt. Fotos: Anke Zalivako, Berlin

Zalivako hat die 18 Moskauer Gebäude in drei Gruppen eingeteilt: die „Diffamierten“, Fälle wie das 1928 für die Beamten des Finanzvolkoministeriums Narkomfin gebaute „Kommunehaus des Übergangstyps“, die seit ihrem Bau nicht saniert wurden und inzwischen zu Ruinen zerfallen sind; die „Unauffälligen“, die in den 60er Jahren unter Breschnew instand gesetzt wurden; schließlich die „Kaputtsanierten“ wie der Arbeiterklub der Gummifabrik Kauchuk von Melnikow aus dem Jahre 1927. Dessen Holzrahmenfenster wurden durch verspiegelte Isolierverglasung mit Metallrahmen ersetzt, das Innere wurde mittels Kunststofftrennwänden unterteilt, der Schriftzug „ART-CENTER“ über der Fassade angebracht und im Erdgeschoss die Pagode eines chinesischen Restaurants angebaut. Das Haus hat fast alle seiner ursprünglichen Charakteristika verloren. Über die Gründe dieser Missachtung lässt sich spekulieren. Vielleicht, weil es in Russland noch stärker als im Westen üblich ist, mit den Traditionen der vorangegangenen Generationen zu brechen und deren bauliche Zeugnisse abzurei-

ßen; vielleicht, weil einige der Gebäude auf hervorragenden Baugrundstücken der Innenstadt stehen; vielleicht, weil manche der Kommunehäuser und Arbeiterklubs auf den Grundstücken ehemaliger orthodoxer Kirchen errichtet und oft von jüdischen Architekten geplant wurden. Vielleicht sind Bauten wie das Narkomfingebäude als gewaltsame Manifeste der Revolution auch im wörtlichen Sinne unheimlich. Ein staatlich verordneter Eingriff in die Privatsphäre, indem Bäder und Küchen nur als Gemeinschaftsräume angeboten wurden, womit die Kleinfamilie als Keimzelle der bürgerlichen Gesellschaft aufgelöst werden sollte. Die Kuratorin Zalivako vermutet, dass das Narkomfingebäude als Vorbild für Le-

sollen, doch der blieb, bereits fertig gestellt, im Computer des Direktors des Moskauer Architekturmuseums stecken. Entweder, weil die dafür vorgesehenen Gelder auf dem Weg zum Drucker versickert sind – oder weil der Direktor zum selben Zeitpunkt damit beschäftigt war, das Wohnhaus von Konstantin Melnikow, dessen Grundmauern gerade durch den Bau einer Tiefgarage auf dem Nachbargrundstück erschüttert werden, vor dem absehbaren Untergang zu retten. Um der Trägheit des Moskauer Denkmalschutzes zuvorzukommen, versucht der Direktor, das Haus den Besitzern und Behörden als Sitz des Moskauer Architekturmuseums schmackhaft zu machen. Anke Zalivako verzichtete zähneknirschend auf den Katalog.



Corbusiers Unités d'Habitation diente. Angesichts der Ähnlichkeit der doppelgeschossigen Grundrisstypen beider Häuser eine plausible Annahme: Sowohl bei den Unités als auch beim Narkomfin sind die Wohnungen nur alle zwei Geschosse über einen langen Gang erschlossen und im Obergeschoss zwischen den Fassaden quer durchgesteckt, und nicht zu vergessen: Corbusier reiste Ende der 20er Jahre nach Moskau. Doch während etwa die Berliner Unité inzwischen zum Kultobjekt avanciert ist, sieht es für den Nachlass von Ginzburgs Planungskollektiv schlecht aus. Der Moskauer Bürgermeister wartet nur darauf, den „Bauschrott der Revolution“ endlich abzureißen und durch ein zeitgemäßes Hotel ersetzen zu können. Leider kann man diese wichtigen Informationen weder auf den Ausstellungstafeln noch in einem Katalog nachlesen. Der zeitliche und finanzielle Rahmen der im April zunächst in Moskau anlässlich der internationalen Konferenz „heritage at risk“ gezeigten Schau war äußerst begrenzt. Zur Eröffnung in Moskau hätte zwar ein Katalog vorliegen

In Dessau sind neben den Moskauer auch deutsche Beispiele zu sehen, von denen einige wahrscheinlich ebenfalls vergeblich auf den Tag ihrer Sanierung warten werden, so etwa Mendelsohns Hutfabrik in Luckenwalde oder die Kantgaragen von Richard Paulick und Hermann Zweigenthal in Berlin-Charlottenburg. Doch bei allem Respekt vor der Arbeit des wissenschaftlichen Denkmalschutzes – in gewisser Weise passt es zu den Ikonen der Moderne, wie das Kartenhaus eines Gedankengebäudes zu zerfallen. *Anne Kockelkorn*

Meisterhaus Schlemmer, Ebertalle 67, 06846 Dessau, www.bauhaus-dessau.de; bis 27. August, Di–So 10–18 Uhr

München
P001–058. Architektur im Allgäu 1990–2005

Einige Vorarlberger Bauherren bestehen angeblich bereits darauf, dass ihre Bauten nicht veröffentlicht werden, um sich vor den Auswüchsen des Architektortourismus zu retten. Von derartigen „Problemen“ ist man vom Nachbarn auf deutscher Seite, im Allgäu, noch ein gutes Stück entfernt. Die (Rück-)Besinnung auf die regionale Baukultur fand im Allgäu frühestens zehn Jahre später als in Vorarlberg statt. Ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zur Wiederentdeckung einer „Kultur des Schwarzbrotens“ (Otl Aicher) und überlieferter Bauweisen war der 1998 vom Rotis-Forum veranstaltete Wettbewerb „Allgäu-Haus“: Es sollte sparsam, zweckmäßig und schlicht sein und sich in die Landschaft einpassen. Wie die Ausstellung „Architektur im Allgäu“ anhand von 58 Projekten dokumentiert, die von einer Jury um Titus Bernhard, Hermann Hagspiel und Ludwig Wappner ausgewählt wurden, holt die Region auf – und hat dabei auch aus den Fehlern der österreichischen Nachbarn gelernt: Zersiedlung in Form von Einzelarchitekturen auf Kosten des Städtebaus kommt hier seltener vor; stattdessen finden sich zunehmend Beispiele für gelungenes Bauen im städtebaulichen Kontext, im Dialog von Alt und Neu sowie in der Auseinandersetzung mit der Topografie. Doch auch wenn Einfamilienhausbau und -erweiterung und wahlweise längs- und quergelatete Holzfassaden dominieren, ist vieles, was in den letzten Jahren zwischen Memmingen und Sonthofen, Wangen und Füssen an bemerkenswerter Architektur entstanden ist, nicht vorrangig unter dem Aspekt „Regionales Bauen“ zu sehen; allenfalls die Bergstationen von Kanzelwand-, Hörner- und Fellhornbahn (Noichl & Blüml Architekten, Oberstdorf) bilden da eine Ausnahme. Gerade Bauten der „Nicht-Allgäuer“ wie die Produktionshalle Sirch in Böhen, die Villa in Heimenkirch (Baumschlager & Eberle, Lochau), das Künstlerhaus Marktöberdorf (Bearth & Deplazes, Chur/Zürich) und die Sozialwohnungen in Kempten (Hild & K, München) vermeiden konsequent jedes Zuviel an Tradition und Regionalismus – und erreichen dabei eine Vielschichtigkeit, die den erfreulicherweise sehr zahlreich vertretenen ortsansässigen Büros manchmal noch fehlt.



Oben der Aufbau der Wanderausstellung in der Kemptener Kunsthalle. Jetzt ist sie in München zu Gast. Foto: Franz Schröck, Kempten

Nach dem Architekturmuseum Schwaben, das sich dem Thema bereits 1997 und 2005 widmete, gibt „P001–P058“ erstmals einen umfassenden – und wie der Titel andeutet, erweiterbaren – Überblick über das neue Bauen im Allgäu. Die Wanderausstellung besticht wie der gleichnamige Katalog durch die ebenso sorgfältige wie unaufgeregte grafische Gestaltung, die dem Otl-Aicher-Schüler Berthold Weidner zu verdanken ist. Auf 15 übermannshohen bedruckten Wellpappekisten ist jedes Projekt auf einer Doppelseite mit Adresse, Architekt und Bauherr, Lageplan, Grundrissen und Schnitten, ein bis zwei Abbildungen sowie einem kurzen Erläuterungstext dokumentiert. Dazwischen eingestreut sind großformatige, grobkörnige Schwarz-Weiß-Aufnahmen von typischen Allgäuer Landschaften, die trotz ihrer Motive – Höfe, Kühe, Hügel, Wiesen und Wälder – jedes Klischee vermeiden. *Jochen Paul*

Architekturgalerie, Türkenstraße 30, 80333 München, www.architekturgalerie-muenchen.de; bis 19. August, Mo–Mi 9.30–19, Do–Fr 9.30–19.30, Sa 9.30–18 Uhr. Der Katalog, herausgegeben vom Architekturforum Kempten, ist im Kunstverlag Josef Fink erschienen und kostet 19,80 Euro.

Leserbriefe

Pragmatisches Monument
Heft 26/2006, S. 8

Vom neuen Berliner Hauptbahnhof fasziniert sein können nur Leute, die ihn nicht benutzen müssen. Oder die als Berliner Vergleichsobjekt eben nur den Bahnhof Zoo kennen, der ja auch schon ein Musterexempel der Unübersichtlichkeit war. Das „ingenieurtechnische Raumwunder“ ist die schiere Hölle – nicht nur, aber erst recht für Ortsunkundige, die mit Gepäck und unter Umsteige-Zeitdruck zwar vom oberen Verteilergeschoss bis ganz nach unten ihren Zug schon stehen sehen, aber nirgendwo einen Hinweis, wo und wie die restlichen 40 Höhenmeter zu überwinden sind. Das Treppen-Verstecken nimmt, je tiefer man kommt, geradezu groteske Formen an. Betrachtet man dagegen die streng funktional erdachten Bahnhöfe der Gründerzeit – also in Berlin etwa den Ostbahnhof – dann könnte man viel lernen über den schlicht ordnenden und orientierenden Sinn von immer gleich platzierten Treppenreihen oder hierarchisch strukturierten Zu- und Abgängen. Damit Verkehrsknoten ihre veranschlagte Fahrgastfrequenz auch realisieren können, verlangen sie geradezu nach Übersichtlichkeit. Das „Prinzip Kaufhaus“, das Kunden durch lange Wege erst zum Stöbern verleiten und schließlich durch Orientierungsverlust am vorschnellen Davonlaufen hindern soll, ist hier völlig fehl am Platz. Von der absolut horrenden Informationsflut, unter der jeder Bahnverkehrsbezogene Hinweis wie Fahrplan, Ticket-schalter oder einfach mal die Uhrzeit (!) bis zur Unsichtbarkeit platt gemacht wird, einmal ganz zu schweigen. Sarkastisch gesehen mag ja zu der Bahngesellschaft mit dem verwirrendsten und Unpraktischsten Tarifsystem der Welt auch solch ein labyrinthischer Bahnhof als „Leitbau“ passen. Doch einem Architekten, der inzwischen sogar auf Konferenzen darüber referiert, wie „Kommerzialisierung zu immer längeren Wegen und zu immer unübersichtlicheren Raumsituationen führt“ (Wochenschau Bauwelt 25/06), sollte man nicht noch die Daumen im Rechtsstreit um abgeschnittene Bahnsteigdächer oder projektwidrige Flachdecken drücken. *Wolfgang Kil, Berlin*

wer wo was wann

Am 5. Juli ist der Architekt der Berliner Kongresshalle, der US-Amerikaner **Hugh Stubbins**, im Alter von 94 Jahren gestorben. Der 1912 in Birmingham (USA) geborene Sohn eines Schuhverkäufers studierte in Georgia und in Harvard, arbeitete als Assistent bei Walter Gropius und trat 1953 dessen Nachfolge als Chef der Architekturabteilung der Graduate School of Design an. Die Firma Hugh Stubbins and Associates entwickelte mehr als 800 Gebäude, darunter das Citicorp Center in Manhattan von 1978, die Reagan Presidential Library in Simi Valley/Kalifornien und zuletzt den „Landmark Tower“ in Yokohama von 1993, Japans bislang höchste Bauwerk.

Die **Jaap Bakema Foundation** vergibt ein Stipendium in Höhe von 10.000 Euro. Es soll für eine experimentelle (Design-)Forschungsarbeit verwendet werden, die die Schnittstelle zwischen Architektur, Technologie und Gesellschaft thematisiert. Das Ergebnis muss am NAI in Rotterdam and beim A10 New European Architecture präsentiert werden. Wohnen kann der Stipendiat während dieser Zeit in John Hejduk's Wall House in Groningen. Bewerbungsschluss ist der 1. September. Alles weitere unter: www.archined.nl/archined/5459.html

Vom 7. bis 9. September veranstaltet das Zentrum für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur der Universität Hannover das internationale Symposium **Gärten und Parks im Leben der jüdischen Bevölkerung nach 1933**. Es thematisiert Parks als Orte der Zuflucht wie auch der Verfolgung. Gefördert von der Volkswagen Stiftung, beträgt die Tagungsgebühr 80 Euro, für Studenten 20 Euro. Anmeldung unter: www.laum.uni-hannover.de/cgl/

Unter dem Titel **Die Produktion von Präsenz** widmet sich archplus 178 den großen Gefühlen. Sie greift den Wunsch vieler Architekten und Künstler auf, eine allzu rationale und kritische Haltung hinter sich zu lassen und sich über die sinnliche Wahrnehmung wieder unmittelbar in das Geschehen einzumischen. An Projekten und Texten von Peter Zumthor, Olafur Eliasson, Kazuyo Sejima, Herzog & De Meuron und Jaques Rancière zeigt sich, wie sehr die Disziplin zu Kernbegriffen wie Materialität, Atmosphäre oder Körperlichkeit zurückkehrt, zeigt sich. Weitere Informationen und Heftbestellung: www.archplus.net